

Arbeitsethik in der Gegenwart

Ich stelle in diesem Gastbeitrag einige Thesen zur Arbeitsethik in der Gegenwart vor, die mir gerade in liberal gesinnten Kreisen einer Diskussion Wert zu sein scheinen. Als Ausgangspunkt dient mir jenes Verständnis von Arbeitsethik, wie es in Max Webers berühmten Protestantismus-Aufsatz Gegenstand ist. In dieser Ethik hat „Arbeit“, faktisch vor allen Dingen Erwerbsarbeit, nicht nur den Stellenwert eines bloßen Mittels zum Erwerb von Konsumgütern. Vielmehr wird ihr ein hoher Eigenwert zugemessen als Orientierungspunkt in einer ethischen, methodisch-rationalen Lebensführung. Wo dieser Wert zum Zentrum für die Bewährung als Mensch überhaupt wird, wie in dem von Weber geschilderten, zunächst religiös fundierten, später aber auch noch in der Säkularisierung fortwirkenden „Berufsgedanken“, ist das Fundament für jene „rastlose Berufsarbeit“ (Weber) gelegt, die nicht bei dem Erreichen eines bestimmten Lebensstandards haltmacht, sondern im Prinzip keine Grenze kennt, allenfalls die der Erschöpfung, der Lebenszeit und der persönlichen Fähigkeiten. Genau dies hat Menschen immer wieder dazu veranlasst, darin einen krankhaften Arbeitswahn zu sehen. Aber man sollte sich mit pauschalen Psychiatisierungen zurückhalten.

Die Berufsethik ist bekanntlich auch der Kontext, in den Weber den „Geist des Kapitalismus“ bzw. das ethisch motivierte, nicht mit materialistischer Geldgier zu verwechselnde kapitalistische Unternehmertum stellt, dessen Profite in einer quasi endlosen Schleife reinvestiert und gerade nicht durch einen luxuriösen Lebensstil eigennützig konsumiert werden. Gerade in jener eigentümlichen Askese mitten im Reichtum zeigt sich der ethische Charakter der dahinter stehenden Motivation, die andere Quellen als den materiellen Eigennutz hat. Sie sind psychischer Natur und rekurren auf eine religiös-jenseitige Sphäre, so lautete zumindest Webers Antwort im Hinblick auf jene kapitalistischen Unternehmer, die noch religiös gläubig waren.

Wie aber verhält es sich in der Säkularisierung? Diese Frage hat auch Weber umgetrieben, und im Hinblick auf seine Zeitgenossen gelangte er zu der Antwort, die Arbeitsethik lebe dort nur noch als Habitus weiter, also ohne (säkularen) Deutungsrahmen, dies allerdings recht stabil, denn diese Ethik sei ihnen „zum Leben unentbehrlich geworden“ (Weber 1988: 54).¹ Ich habe Fälle einer fortgeschritten säkularisierten Lebensführung jahrelang anhand von Interviews erforscht, und mir ist dabei klar geworden, dass sich Weber einen säkularen Deutungsrahmen der Arbeitsethik lediglich nicht so recht vorzustellen wusste, weil er analytisch die Bedeutung eines „säkularen Jenseits“ unterschätzte. Um die säkularisierte Lebensführung zu verstehen, darf man die Begriffe „Diesseits“ und „Jenseits“ bzw. „Immanenz“ und „Transzendenz“ nicht auf religiöse Inhalte *verengen*, auch wenn genau das der konventionelle Sprachgebrauch ist. Für analytische Zwecke bedarf es eines weiter gefassten, *strukturellen* Jenseitsbegriffs, wie ihn der Soziologe Ulrich Oevermann vorgeschlagen hat. Danach ist das „Diesseits“ relational gebunden an die Subjektperspektive, aus deren Blickwinkel in zeitlicher Hinsicht all das „jenseits“ ist, was vor der Geburt und nach dem Tod liegt. Von diesem Jenseits kann man sich traditionelle religiöse Vorstellungen eines Weiterlebens nach dem Tod usw. machen. Aber auch das säkularisierte Subjekt, das den Tod als radikales Ende der Subjektexistenz betrachtet, bedarf diesbezügliche Vorstellungen. Warum? Vereinfacht ausgedrückt, weil auch es die auf das endliche Leben als Ganzes gerichtete „Sinnfrage“ beantworten muss, die ohne Vorstellungen, die das endliche Leben in einen es transzendierenden Sinnzusammenhang einbetten, nicht zu beantworten ist.

Die Sinnfrage wird besonders durch die Tatsache aufgeworfen, dass am Ende des einzelnen Menschenlebens der Tod als Inbegriff von Negativität steht, ein Faktum, dessen Eindringen in das Bewusstsein schwerlich zu vermeiden ist. Was bleibt von der Positivität dieses Lebens übrig, wenn es am Ende in diese Negativität mündet? Eine positive Antwort darauf ist nur möglich unter Rekurs auf etwas Weiterexistierendes, im Hinblick auf das ein konkretes Leben als sinnvoll erscheint. Unter Vorzeichen der Säkularisierung kommen besonders andere Menschen, die Familie, das Gemeinwesen, die Menschheit in Betracht. Wir sind hier, so eine meiner Thesen zur modernen Arbeitsethik, bei ihrer *universalistischen, strukturellen Wurzel* angelangt. Bei aller nachvollziehbaren

¹ Weber, Max (1988): „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. In: Weber, Max (Hrsg.) Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen: Mohr S. 17–206.

Kritik an ihren historischen Ausprägungen (für die eine Kenntnis dieser Wurzel hilfreich ist), erweist sie sich besonders unter nüchtern-säkularisierten Vorzeichen in den angedeuteten Momenten als eine äußerst wirksame, konsistente Antwort auf die Sinnfrage. Denn wenn über das Skandalon des Todes nicht einmal mehr religiöse Vorstellungen vom Weiterleben als Seele abmildernd hinwegtrösten, zeigt sich die Option, die kostbare Lebenszeit dazu zu nutzen, *einen sinnvollen Beitrag für weiterexistierende Menschen, das Gemeinwesen, die Menschheit zu leisten*, als eine ausgesprochen tragfähige Antwort auf die Sinnfrage.

Allerdings verändert die Arbeitsethik ihr Aussehen doch ganz erheblich, sodass sie vielfach gar nicht mehr als solche erkannt wird. Um dies näher zu erläutern, ist Webers Ausdruck „rastlose Berufsarbeit“ hilfreich. Dieser charakterisiert sehr treffend die alte Gestalt der Arbeitsethik, so wie sie das Industriezeitalter dominierte. Ihr haftete etwas *Betriebsam-Besinnungsloses* an, das sich auch in Sprichwörtern wie dem schwäbischen „Schaffe, schaffe, Häusle baue“ wiederfindet und sich in einer regelrechten *Mußfeindlichkeit* äußerte, wie in der Spruchweisheit „Müßiggang ist aller Laster Anfang“. Als Soziologe hätte man dem sofort entgegen halten müssen „Muße ist aller Kultur Anfang“. Tatsächlich sieht es so aus, als nehme die Arbeitsethik mit dem Übergang zur postindustriellen Gesellschaft der Tendenz nach eine reflexive Gestalt an, welche Muße und Selbstbesinnung zunehmend in sich integriert. Wie ist das zu verstehen? Haben nicht vielmehr Diagnostiker wie der bekannte Wertewandelforscher Ronald Inglehart recht, der in den postindustriellen Gesellschaften die Arbeitsethik generell auf dem Rückzug sieht zugunsten von ganz andersgearteten „postmaterialistischen“ Werten einer Selbstverwirklichung nicht zuletzt in der Freizeitphase?² Aus meiner Sicht wird in solchen Diagnosen ein falscher Gegensatz aufgemacht. Die Arbeitsethik wird zunehmend abstrakter, sodass man wahrscheinlich besser von „Leistungsethik“ spricht, weil so die wenig überzeugende Ausweitung des Arbeitsbegriffs auf Alles und Jedes unnötig und eine Verengung auf Erwerbsarbeit gleichwohl vermieden wird. Und sie erstreckt sich zunehmend auch noch auf die *reflexive Rekonstruktion des gesamten biografischen Entwurfs*, die als Kulturleistung auf einer Metaebene erscheint. In der alten Arbeitsethik wurde, nicht selten mit einem hohen Anteil an Routinen, „geschafft“ auf der Basis von einmal gebildeten und zudem religiös verbürgten Prämissen, die nicht näher hinterfragt wurden. Die reflexiv gewordene Leistungsethik umfasst zunehmend auch noch die gesamte biografische Gestaltung, die immer wieder kritisch reflektiert wird, nicht zuletzt um zu erreichen, dass die praktisch erbrachten Leistungen den größtmöglichen Sinn ergeben.

Dies setzt allerdings die Verfügung über genügend Mußepotenziale voraus, jener Ressource, die für subjektive Bildungsprozesse entscheidend ist. In der sozialen Ungleichheitsforschung beginnt man allenfalls zu ahnen, dass diesbezüglich ein grundlegender Paradigmenwechsel nötig ist, der diese Potenziale in den Fokus rückt. Sie sind ausgesprochen ungleich verteilt und mit ihnen die Chancen für subjektive Bildungsprozesse. Sie wären als *eigenständige* Ressource zu erforschen, die nicht allein vom Vorhandensein der nötigen Geld- bzw. Lebensmittel abhängt. Dies lässt sich am folgenden Beispiel verdeutlichen. Die Grundsicherung für Arbeitslose in Deutschland finanziert ihren Empfängern einen (äußerst bescheidenen) Lebensunterhalt und, solange diese keine Arbeit finden, eine arbeitslose Zeit, die allein durch Bewerbungsbemühungen kaum zu füllen ist. Jedoch hat diese Zeit, das ist entscheidend zu sehen, wenig mit Muße zu tun. Psychosoziale Studien belegen im Gegenteil immer wieder, dass die Zeit der Arbeitslosigkeit in paradox anmutender Weise eine erhebliche Quelle von Stress ist und der Gesundheit abträglich, wofür es eine einfache Erklärung gibt. Die „*Arbeitslosigkeit*“ (d. h. Erwerbslosigkeit) ist soziokulturell vor dem Hintergrund des geltenden Normalmodells der Erwerbsarbeit ausschließlich als etwas Negatives, als Mangelzustand definiert. Als solcher ist sie subjektiv eine erhebliche Belastung für die Betroffenen, die sich durch „Ehrenarbeit“ allenfalls begrenzen, nicht beseitigen lässt.³ Der institutionalisierten Negativität der Erwerbslosigkeit können sich selbst sehr reflektierte Menschen kaum subjektiv entziehen (objektiv ohnehin nicht), weniger reflektierte Menschen erst recht nicht. Die Verfügung über die nötigen Lebensmittel und auf dieser Grundlage auch über Zeit verbürgt somit nicht automatisch Muße. Die Qualität der Muße kann Zeit erst annehmen, wenn sie entsprechend sozial strukturiert und legitimiert ist. Eine

² Norris, Pippa; Inglehart, Ronald (2004): Sacred and secular. Religion and politics worldwide. Cambridge: Cambridge University Press, S. 159-79

³ „Ehrenarbeit“ verliert im Rahmen der Arbeitslosigkeit ihre besondere „Ehrenhaftigkeit“ und hat lediglich einen kompensatorischen Charakter.

Demokratisierung der Verfügung über Mußepotenziale, die früher ein besonderes Privileg der Aristokratie, später des gehobenen Bürgertums war, wäre jedoch dringend notwendig, nicht zuletzt angesichts eines sich derzeit nochmals drastisch beschleunigenden Strukturwandels.

Diesbezüglich ist folgendes zu bedenken. Ein Kennzeichen der Moderne ist, dass sie die Adoleszenz als ein längeres Bildungsmoratorium institutionalisiert hat. Es ist idealiter mit genügend „Krisen durch Muße“ (Oevermann) gefüllt, der wichtigsten Quelle der Entstehung von Neuem in der Moderne, welche deren besondere Innovationsfähigkeit begründet und auch das Fundament der Wissenschaft ist. Die Verfügung über Mußepotenziale gesellschaftlich auf die Kindheit und das adoleszente Bildungsmoratorium zu beschränken, reicht jedoch angesichts der Schnelligkeit des Strukturwandels nicht mehr aus. Ein „lebenslanges Lernen“ ebenfalls nicht, weil „Lernen“ eine Routinetätigkeit darstellt und nichts mit genuiner „Bildung“ zu tun hat, für welche Krisen konstitutiv sind. Die gerade an Fahrt gewinnende, von einer smarten, höchst leistungsfähigen Robotergeneration, „Big Data“ und das Internet getragene neue Rationalisierungswelle treibt die *Geschwindigkeit* des Strukturwandels auf ein bisher nicht gekanntes Niveau.⁴ Betroffen sind potenziell alle standardisierbaren Routinetätigkeiten. Frey und Osborne kommen in einer für den Arbeitsmarkt der USA angefertigten Studie von 2013,⁵ in der sie die Berufe nach ihren von der Computerisierung bedrohten Routineanteilen kartografiert haben, zu dem Ergebnis, dass durch den laufenden Strukturwandel etwa 47 Prozent der aktuellen Beschäftigung zur Disposition stehen. Selbst wenn man den üblichen Optimismus hegt, dass in einem Prozess der schöpferischen Zerstörung die wegfallenden Jobs durch neue vollständig kompensiert werden, bleibt das Problem, dass der Strukturwandel mittlerweile ein Tempo hat, dem die Bevölkerung *unter den gegenwärtigen Bedingungen* schwerlich hinterherkommen kann. Der Rhythmus der Generationenfolge als elementarer Mechanismus der Entstehung von Neuem, nicht zuletzt neuer, angepasster Berufsqualifikationen, ist zu langsam. Zukünftig muss es möglich sein, sich nicht bloß in der Kindheit und Adoleszenz (der biografischen „Probezeit“) grundlegend zu bilden und zu orientieren, sondern auch noch später im Leben (in der erwachsenen „Bewährungszeit“), wenn nötig auch wiederholt. Dafür fehlt allerdings die strukturelle Voraussetzung eines analogen Rückzugsraumes mit Mußepotenzialen für subjektive Bildungsprozesse. Damit die Bürger in der Lage sind, die in der Adoleszenz einmal ausgebildeten Lebensentwürfe und die erworbenen Berufsqualifikationen dem rasanten Strukturwandel im Laufe ihres Lebens immer wieder grundlegend anzupassen, müsste die Möglichkeit des Rückgriffs auf Mußepotenziale auf Dauer gestellt werden, indem jeder Bürger dafür die ökonomische Basis in Gestalt eines bedingungslosen Grundeinkommens erhält. Damit würde zugleich der nicht von ungefähr kommenden, zeittypischen Krankheit eines grassierenden „Burn-outs“ die sozialstrukturelle Grundlage entzogen.

Jedoch stellt der gesellschaftliche Diskurs, wie er sich seit den 1990er Jahren unter dem Leitstern der *betriebswirtschaftlichen Rationalität* allmählich entwickelte und mit dem Vorrücken der 1968er-Generation an die Spitzen der Macht im rot-grünen Schröderkabinett den Durchbruch fand, ein großes Hindernis dar. Denn hinter dessen durchgängiger „Praxisorientierung“ steht bei näherem Hinsehen eine neue Form von Mußefeindlichkeit, die unter anderem dazu geführt hat, dass im Bildungswesen systematische Anstrengungen unternommen wurden, vom Kindergarten bis zum Doktorandenstudium jegliche Freiräume für selbst gestaltete Bildungsprozesse auszumerzen, nicht allein durch zeitliche Verkürzungen, vor allen Dingen durch flächendeckende Verschulung der inneren Strukturen insbesondere im Hinblick auf vermeintliche Arbeitsmarkterfordernisse. Ein anspruchsvolles, freies Bildungsstudium nach dem Modell der Humboldt-Universität existiert heute institutionell nicht mehr. Obgleich die Stärkung der betriebswirtschaftlichen Rationalität in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft zweifellos auch ihre positiven Seiten hat, so ist doch der quasi-religiöse Charakter, mit dem sie mindestens bis zur Finanzkrise von 2007 zur dominierenden Rationalität erhoben wurde, in der hier interessierenden Hinsicht verheerend.

Ein weiteres Kennzeichen dieser intellektuell ziemlich reduzierten, zu hohlen Marketingphrasen neigenden Diskursformation, die vonseiten der „Linken“ notorisch als „Neoliberalismus“ bezeichnet

⁴ Dazu exemplarisch: Brynjolfsson, Erik; McAfee, Andrew (2011): *Race Against The Machine: How the Digital Revolution is Accelerating Innovation, Driving Productivity, and Irreversibly Transforming Employment and the Economy*. Lexington, Massachusetts: Digital Frontier Press.

⁵ Frey, Carl Benedikt; Osborne, Michael A. (2013): *The Future of Employment: How Susceptible are Jobs to Computerisation?*. (Working Paper) Oxford: Oxford Martin Programme on the Impacts of Future Technology.

wird, womit zugleich der Liberalismus insgesamt eine Diffamierung erfährt, ist, dass sie materiellen „Anreizen“ ein sehr überzogenes Gewicht gegeben hat. Als müsse man in allen Bereichen der Gesellschaft bloß die Anreize richtig setzen, um das Schiff Deutschland quasi mechanisch auf dem richtigen Kurs zu halten. Auch die aktivierende Arbeitsmarktpolitik ist Ausfluss dieser Denkweise. Forscht man nach, wo dieser sozialtechnologischer Illusionismus her stammt, wird man nicht zuletzt, das dürfte für Liberale ein denkwürdiges Datum sein, beim marxistischen Materialismus der 1960er Jahre fündig, der sich später in das verbetriebswirtschaftlichte Denken transformiert hat, unter Beibehaltung des materialistischen Reduktionismus. Bei nicht wenigen Angehörigen der 1968er-Generation und ihrer Nachfolgegeneration war diese Transformation biografisch derart frappierend, dass zeitweise das Bonmot vom nahtlosen ML-Ideologie-Wechsel die Runde machte, des Marxismus-Leninismus durch den Markt-Liberalismus. Dieser ökonomische Reduktionismus hat auch Implikationen im Hinblick auf die Arbeitsethik. Ein renommierter Wirtschaftshistoriker dieser Altersgruppe⁶ antwortete in einer Diskussion zum bedingungslosen Grundeinkommen auf die Frage nach der Bedeutung der intrinsischen Arbeitsmotivation wörtlich: „Faktisch ist das ja im Einzelnen schwer festzustellen, warum jemand zur Arbeit geht. Wahrscheinlich ist es das, was Max Weber gesagt hat: eben die Kündigungsgefahr und der Akkordlohn, der bringt die Leute dazu, dass sie regelmäßig bei der Arbeit erscheinen. Die intrinsische Motivierung ist letztlich nicht der entscheidende Punkt.“ Es handelt sich um ein früheres Mitglied des Kommunistischen Bundes Westdeutschland und sogar um einen evangelischen Pfarrerssohn, der sich standesgemäß längst wieder mit der „bürgerlichen Gesellschaft“ identifiziert. Jedoch spielt dabei offenkundig ein intrinsisches Verständnis von Arbeitsethik kaum noch eine Rolle. Ironischerweise glaubt er sich auf Weber berufen zu können, besonders auch gegen die Grundeinkommensidee. Dabei enthält die Argumentation des Aufsatzes zur protestantischen Ethik eine geradezu gegenteilige Pointe. Denn Weber versucht darin aufzuzeigen, wie *hifflös* historische Versuche früher kapitalistischer Unternehmer waren, Arbeiter mit einer traditionellen Arbeitseinstellung durch extrinsische, materielle Anreize zur Mehrarbeit zu bewegen. Beim Akkordlohn, der ihnen einen Mehrverdienst bot, hörten sie früher auf zu arbeiten, weil sie früher auf den Schnitt kamen, den sie traditionsgeleitet für nötig erachteten, so Weber. Und Hungerlöhne führten dazu, dass ihre Gesundheit litt und in der Folge die Produktivität sank. Die Pointe ist ganz klar: Ohne eine intrinsische Arbeitsethik, die sich als *ethische Überzeugung* gewissermaßen durch die Autonomie der Subjekte hindurch erst einmal verbreiten musste, wäre es zu der Mehrarbeit nicht gekommen. Dementsprechend ist es ein naiver Irrtum zu glauben, allein materielle Faktoren seien „hart“, dagegen Kulturelles wie Sinnfragen eher „weich“. Schon die Bibel wusste es besser: „Der Mensch **lebt** nicht nur von Brot, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt.“ (Deuteronomium 8.3, Matthäus 4.4, Lukas 4.4) Materielle Faktoren und sinnhafte Entwürfe sind *gleichermaßen unhintergebar*, eine Sinnkrise kein bisschen weniger hart als eine Hungersnot, lediglich auf andere Weise. Auch sie vermag zu töten! Daher könnte man sich bei einem bedingungslosen Grundeinkommen⁷ getrost darauf verlassen, dass die intrinsische Ebene der Sinnfrage die Bürger *autonom* zu einem sinnvollen Beitrag zum Gemeinwesen antreiben würde,⁸ da sich die Sinnfrage mit unproduktivem Nichtstun nun einmal nicht beantworten lässt, und man muss keineswegs studiert haben, um das zu realisieren. Demgegenüber erweist sich der ökonomische Reduktionismus,⁹ der oft im Duktus des nüchternen Realismus auftritt, für den Liberalismus als besonders fatal, um nicht zu sagen letal, weil die intrinsische Ebene der Hort des freien Willens ist.

⁶ Auf diesen Fall gehe ich in dem folgenden Aufsatz noch ausführlicher ein: Franzmann, Manuel (2014): „Materiale Analyse des säkularisierten Glaubens als Beitrag zu einem empirisch gesättigten Säkularisierungsbegriff“. In: Hainz, Michael; Pickel, Gert; Pollack, Detlef; u. a. (Hrsg.) Zwischen Säkularisierung und religiöser Vitalisierung Religiosität in Deutschland und Polen im Vergleich. Wiesbaden: Springer VS S. 127–133.

⁷ Der Altliberale Ralf Dahrendorf hat an dieser Idee Jahrzehnte lang bis zu seinem Tod festgehalten, wie in einer späten Veröffentlichung für die „Zukunftskommission“ des früheren nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Rüttgers nachlesbar ist: Lord Ralf Dahrendorf (2009): Nordrhein-Westfalen 2025. Innovation und Solidarität. Bericht des Vorsitzenden der Zukunftskommission. (Hg. von der Zukunftskommission beim Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen). Düsseldorf: Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen.

⁸ Abgesehen davon würden im Niedriglohnbereich sehr viel größere positive materielle Anreize zur Aufnahme einer Erwerbsarbeit bestehen, was bezeichnenderweise von Anreiztheoretikern, die der Grundeinkommensidee skeptisch gegenüber stehen, notorisch übersehen wird, weil sie am Ende negativen, extrinsischen Anreizen das größte Gewicht geben.

⁹ Eine Konsequenz dieses Reduktionismus ist die irrtümliche Gleichsetzung von „Autonomie“ und (materiellem) „Eigeninteresse“.

Manuel Franzmann, Frankfurt am Main, Oktober 2014

Vita

wurde 1968 in Frankfurt am Main geboren. Nach einem Magisterstudium in Philosophie, Soziologie und Psychoanalyse in Freiburg, Berlin und Frankfurt promovierte er in Soziologie. Stationen der Forschung waren die Universitäten in Leipzig, Dortmund und Frankfurt sowie das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Düsseldorf. Derzeit lehrt und forscht er als promovierter Soziologe an der Philosophischen Fakultät der Universität Kiel. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Religions- und Kulturosoziologie, Arbeitsmarkt-, Berufs- und Sozialpolitikforschung, die Biografie- und Bildungsforschung.